

THEOLOGISCHE REVUE

117. Jahrgang

– Juni 2021 –

Kirche im Wandel. Ekklesiale Identität und Reform, hg. v. Stefan Kopp. – Freiburg: Herder 2020, 460 S. (QD, 306), brosch. 58,00 € ISBN: 978-3-451-02306-4

Der vorliegende Sammelband will, so der Hg. Stefan Kopp, „über die Identität der Kirche und ihre Reform nachdenken, damit sie ihrem Auftrag gerecht werden kann“ (11). Eine lohnenswerte Lektüre, die einem hier bevorsteht. Denn die Argumente für eine Veränderungsmöglichkeit kirchlicher Praxis und Lehre werden aus allen beteiligten Disziplinen überzeugend bereitgestellt. Dabei wird die Spannung zwischen der Lehre und dem gelebten Glauben in der Kirche mehr als deutlich.

Renate Köcher und *Michael N. Ebertz* beschreiben eindrücklich den gesellschaftlichen Wandel und Entgrenzungen des kirchlichen Feldes in unserer Zeit. Köcher weist in ihrem Beitrag darauf hin, dass lediglich 8% der Bevölkerung, 3% der unter Dreißigjährigen sich in ausgeprägtem Maße für kirchliche Positionen und Standpunkte interessieren. 13% der Bevölkerung und 9% der jungen Generation interessieren sich für das Themenfeld Glaube und Religion (29). Sie betont, dass die Verringerung der direkten persönlichen Kontakte an der Gemeindebasis eine schwere Hypothek für die künftige Kommunikation in der Kirche bedeute. Damit berührt sie die Fragen nach der Präsenz der Kirche unter den Menschen auch in Zeiten massiver pastoraler Umbrüche. Ebertz fokussiert seine Untersuchung auf die Stellung des Priesters. Er sei von einer dominanten in eine dominierte Stellung hineingekommen, „weil zentralen, einst erfolgreich durchgesetzten kirchlichen Heilsgütern und Heilswahrheiten [...] die Zustimmung der Mehrheit der Laien sowohl im religiösen als auch im kirchlichen Feld und zwar auch seitens der Mehrheit der Priester in Deutschland selbst, versagt wird“ (57). Die Auseinandersetzung um *Amoris Laetitia* habe diesen Dissens aus der Latenz gezogen und in einen binnenkirchlichen Konflikt um die Definition von Heilswahrheiten und Heilsgütern verwandelt (57–59). Ebertz ist zuzustimmen, dass dieser Konflikt letztlich die gesamte Sakramentenordnung und die Heilsfrage betrifft.

Auch *Herbert Haslinger* macht in analoger Weise deutlich, dass die Amtsträger die Aura sakrosankter Autorität nicht zuletzt durch die Missbrauchsfälle verloren hätten (417). Die überkommene Macht der institutionellen Kirche sei faktisch an ihr Ende gekommen (426).

Ulrich Riegel befasst sich mit der Weitergabe des Glaubens unter der Voraussetzung, dass die großen christlichen Kirchen offensichtlich nicht mehr selbstverständlich als Mittler des Heils wahrgenommen werden (392). Auch christliche Familien erwiesen sich als Institution ihrer Zeit, in der individuelle Freiheit und Selbstbestimmung ein hohes Gut seien. Wesentlich für die Weitergabe des Glaubens sei, dass es den Kirchen gelinge, Erzählungen, Riten und Vollzüge zu entwickeln, „die

auf für heutige Menschen schlüssige Art und Weise von der lebensförderlichen Kraft des Glaubens zeugen“ (397).

Thomas Söding plädiert konsequenterweise dafür, dass die Kirche zunächst einmal die richtigen Fragen stellen müsse, ohne bereits alle Antworten parat haben zu können (110). Von einer schlüssigen Antwort auf die Frage, wie die gegenwärtigen Herausforderungen gemeistert werden können, sei die Katholische Kirche weit entfernt (101). Söding optiert im Sinne des Paulus für eine Verbindung von Spannungen, die ein enormes Energiepotential aufbauen könnten: Die Verbindung zwischen Gnade und Verantwortung oder zwischen Einheit und Vielfalt.

Franz Xaver Bischof setzt diesbezüglich auf die Synodalität als Strukturprinzip der Kirche im 21. Jahrhundert und bezieht sich dabei vor allem auf Papst Franziskus. Er beginnt seine Überlegungen mit der Erinnerung an Erzbischof Carlo Maria Kardinal Martini, der von drei Heilmitteln gegen die Müdigkeit der Kirche sprach: Die Umkehr der Kirche, die sich zu ihren Fehlern bekennen müsse, die Konzentration auf das Wort Gottes und die Sakramente, die keine Instrumente der Disziplinierung, sondern eine Hilfe für den Menschen bes. in den Schwächen seines Lebens sein sollten (121f). Bischof plädiert dafür, den Kairos des Pontifikates von Papst Franziskus nicht verstreichen zu lassen, um die Kirche weiter zu verändern.

Ursula Nothelle-Wildfeuer reflektiert in ihrem Beitrag das Prinzip der Subsidiarität. Zu Beginn weist sie sehr treffend auf die Spannung hin, dass die kath. Kirche in Deutschland einerseits zusammen mit der EKD zum Vertrauen in die Demokratie aufruft, genau diese Prinzipien der Demokratie aber in den eigenen Reihen nicht zum Zuge kommen lasse und ihnen völlig misstrauere (289). Auch in den Fragen nach der Partizipation von Frauen an den Ämtern in der Kirche büße die Kirche für viele massiv an Glaubwürdigkeit ein. Überzeugend plädiert Nothelle-Wildfeuer dafür, dass die Prinzipien der Subsidiarität und Synodalität ad intra und ad extra konsequent anzuwenden sind und dafürsprechen, dass auch der Synodale Weg in Deutschland keinen Sonderweg darstelle, sondern legitimerweise die in Deutschland vorherrschenden Probleme der Ortskirchen an die Weltkirche zu kommunizieren habe (308).

Stefan Kopp erinnert an Vorgänge im 19. Jh., als etwa Bischof Konrad Martin Laien die Verantwortung für Gottesdienst und Seelsorge in priesterlosen Gemeinden verliehen hatte. In kirchlichen Blättern wurde dafür geworben, sogar Nottaufe, Notgottesdienst, Notbegräbnis und Notehe vorzunehmen, falls kein Priester erreichbar sei (350f).

Michael Seewald weist darauf hin, dass das Dogmenverständnis des 21. Jh.s darin kulminiere, dass die Verbindlichkeit des Dogmas für die Gläubigen nur aufgrund der autoritativen Vorlage durch das Lehramt der Kirche entfaltet wird. Eine kritische Überprüfung des Gelehrten an dem, was aus guten und nicht nur autoritätsbestimmten Gründen beanspruchen könne wahr zu sein, erscheine dann als unzulässig, weil es dem Vertrauen in die Verlässlichkeit der wahrheitssetzenden Autorität zuwiderlaufe (155). Demgegenüber sei darauf hinzuweisen, dass auch das Dogma einer theologischen Kritik nicht entzogen werden könne.

Johanna Rahner analysiert den Vereindeutigungsdruck kirchlicher Autorität. Damit gehe eine ausgeprägte Ambiguitäts-Intoleranz einher (163). Die Aufgabe der Dogmatik bestehe demgegenüber in der Wiederentdeckung der Dogmengeschichte als Innovationspool und in der Erhöhung der Ambiguitäts-Toleranz. Man müsse auch die Kontingenz der dogmatischen Entscheidungen aufdecken und ihre Geschichtlichkeit rekonstruieren, was sich als befreiend erweisen könne. Ein Lehrstück dafür seien die Debatten um die Religionsfreiheit im Vatikanum II.

Dominik Markl bemerkt, dass die Theologie des Volkes Gottes und der Kirche biblisch auf das Phänomen der Migration hin zu konzentrieren ist. Situationen der Krise seien in der Bibel immer auch Phasen einer Neuorientierung (91). Dazu gehöre wesentlich eine Theologie der Umkehr, die auch für die Kirche gelte.

Christoph Jacobs reflektiert aus pastoralpsychologischer Sicht, dass gesellschaftliche Veränderungsprozesse und der Kulturwandel zur Verflüssigung psychosozial verfasster Identitäten führen. Er erläutert die damit gegebene spirituelle Herausforderung anhand der Figur des Mose, der ein Gefühl des Verankert-Seins in seiner Begegnung mit Gott gefunden habe. Mose suche die Rückbindung an die Kraftquellen, die es ermöglichen, sich den Widrigkeiten des Lebens mit Blick auf eine gelingende Zukunft zu stellen (455). Entscheidend für eine glückende Entwicklung der eigenen Identität sei eine Vergewisserung, Förderung und Bündelung der menschlichen und spirituellen Kraftquellen. Die Kirche sei für ihr Überleben darauf angewiesen, den sich wandelnden Erwartungs- und Bedürfnishorizonten der Umwelt gerecht zu werden (456).

Hans-Joachim Höhn versteht die Zeichen der Zeit als Zeichen des Wandels und beginnt seine Überlegungen prägnant mit der Feststellung: „Den Kirchengemeinden wird zugemutet, dass sich vor Ort fast alles ändert, damit sich in der Frage der Gemeindeleitung durch Priester und hinsichtlich der Zulassungsbedingungen zur Priesterweihe nichts ändern muss“ (265). Mit Papst Franziskus plädiert Höhn dafür, dass die Kirche modernitätskompatibel und evangeliumsgemäß zugleich sein kann. Papst Franziskus habe von Anfang an einen Stil- und Mentalitätswechsel in der Kirche eingeleitet, die Frage nach einem strukturellen Wandel bleibe aber bislang offen. Neben der Verbesserung von Rechtsschutz und Rechtskultur (281 f) verlangt Höhn auch eine Neubestimmung in Fragen der Amtstheologie. Die Kirche solle die Logik der Welt insofern durchbrechen, als aus Unterschieden keine Diskriminierungen werden dürften (285).

Wolfgang Thönissen betont im ökumenischen Kontext, dass die konziliare Lehre sich für ein nach vorne hin offenes Verständnis der Kirche ausgesprochen hat. Dieses offene Verständnis werde aber konterkariert durch eine lehramtliche sakramental-mystische Überbestimmung der Kirche im Sinne einer überzeitlichen Idee (216).

Klaus von Stosch widmet sich der Frage nach Identität und Reform mit Bezug auf das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen. Er sieht den Zusammenhang zwischen der Neubestimmung dieses Verhältnisses und der Frage nach der Heilsuniversalität sehr genau. Zurecht wird betont, dass das Zweite Vatikanum die Kirche als Friedensstifterin verstanden hat, so dass auch der Gedanke der Mission im Sinne des Dialogs verstanden werden musste. Man habe eine kenotische Christologie rezipiert, insofern Jesus Christus sich erniedrigt hat und zum Diener der Menschen und der Welt geworden ist. Diese Haltung Jesu wurde von der Kirche auch in ihrer missionarischen Ausrichtung übernommen.

Rüdiger Althaus plädiert dafür, das Kirchenrecht nicht als einen überzeitlichen Fels in der Brandung misszuverstehen, sondern auch ihm Veränderungspotential zuzutrauen. Er verweist u. a. auf die *consuetudo praeter legem* (324) und die Notwendigkeit der Inkulturation (333). Die Kirchenrechtswissenschaft könne als Seismograf wirken und Änderungsvorschläge unterbreiten (335).

Jochen Sautermeister weist auf Lehrveränderungen im Kontext der Bewertung der freiwilligen Lebendorganspende hin und fordert eine Lerngeschichte unter dem Vorzeichen einer

Anthropologie des Helfens. *Andreas Koritensky* versucht den Wandel in der Kirche mit Bezug auf H. Arendt als spirituelles Geschehen zu fassen.

Winfried Haunerland plädiert in seinen Thesen dafür, dass neue Formen gottesdienstlichen Handelns ein selbstloser Dienst sein könnten, den die Kirche den Menschen und der Gesellschaft leiste (368). Die Suche nach neuen Formen mache es nicht überflüssig zu fragen, wie Liturgie so gefeiert werden könne, dass sie für andere einladend werde (371).

Dieser Band gehört in die Reihe jener bedeutenden neueren theologischen Publikationen, die sich gezielt dem Reformdiskurs innerhalb der Kirche, besonders im Kontext des Synodalen Weges widmen. Es werden die pastoralen Nöte, die massiven Krisen der Kirche in Deutschland und der daraus resultierende Ruf nach Veränderung vielstimmig und doch konsensuell zur Sprache gebracht. Eine Neuausrichtung ist unausweichlich, wenn der kath. Glaube eine Zukunft haben und die Menschen in ihrer heutigen komplexen Lebenswelt differenziert begleiten will. Vor allem jenen, die immer noch meinen, in der kath. Kirche könne und dürfe sich in der Lehre und in den Strukturen gar nichts ändern, sei das Buch ans Herz gelegt.

Über den Autor:

Erwin Dirscherl, Dr., Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Regensburg (erwin.dirscherl@theologie.uni-regensburg.de)